

erlebten, scheint sie Jahrhunderte zurückzuliegen, ist sie kaum mehr faßbar; denn so schnell und so gründlich ist wohl noch nie Altüberkommenes verloren gegangen und vergessen worden wie in den letzten 50 bis 60 Jahren. Zu den kostbaren Berichten, die noch aus eigenem Erleben davon zu erzählen wissen, gehören diese Erinnerungen. Warmherzig und mit der lebendigen Wesenhaftigkeit und dem feinen Humor, den der vertraute Dialekt zu geben vermag, wird das kleinbäuerliche Leben im fränkischen Heimatdorf (Horschhausen) dicht an der württembergisch-bayerischen Grenze geschildert. Jeder, der dieses Land, seine Menschen und seine Sprache kennt und liebt, insonderheit auch der Volkskundler, wird mit Vergnügen die Begründung des Ortsnamens „Horschhausen“ lesen oder die Beschreibung des Webstuhles in der elterlichen Wohnstube, denn der Vater war ja nur ein „Beierle“ und kein „Bauer“, das sonntägliche Vorlesenmüssen der „Preddich“, während die Mutter in der Küche hantiert und das „aißer und s'inner Oufetierle uffmacht“, um den Leser hören und sehen zu können, und schließlich die Kunst des Flegeldreschens mit den dabei üblichen Bräuchen. Die meisterlich im Dialekt geschriebenen kleinen Geschichten und Episoden sind für den, der denselben beherrscht, zudem der liebenswürdige Vorlesestoff.

Marianne Schumm

Fritz Arens: Die Königspfalz Wimpfen. Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 1967. 155 S., 97 Abb., 6 Faltafeln. DM 85.—.

In dem gemeinsamen Anliegen der Pfalzenforschung begegnen sich Kunst- und Geschichtswissenschaft. Für beide Disziplinen fließen speziell im Falle von Wimpfen die Quellen spärlich: der oberirdisch erhaltene Baubestand ist durch Neubauten weitgehend dezimiert und verunklärt; das Vergleichsmaterial ist gering; die schriftliche Überlieferung versagt, wo man sonst Baunachrichten und Hinweise auf die Topographie der Anlage und Zweckbestimmung ihrer Teile erwartet; die Urkunden erhellen nur notdürftig den geschichtlichen Hintergrund, vor welchem die Gründung und Errichtung der Pfalz Wimpfen geschah, und nennen nur selten Wimpfen als Ausstellungsort in königlichen Urkunden. Nur zwischen 1222 und 1235 unter König Heinrich (VII.) ist Wimpfen 14mal als Aufenthaltsort bezeugt, „so daß in dieser Zeit die Pfalz geradezu einer der Regierungsmittelpunkte war“. Der Verf. meint, daß vor König Heinrich (VII.) die Pfalz noch nicht ausgebaut, deshalb noch nicht benutzbar und danach nur noch ca. 15—20 Jahre in Gebrauch gewesen war. Bemerkenswert ist, daß Wimpfen nie als „palatium“ bezeichnet wird, sondern als „castrum“ (1254, 1255), bzw. als „Burg“ (1336) und Veste (1347) oder als „aula“ [Saal, Hof, Palast] (1333). Doch war ihre Bestimmung und Funktion, wie aus den baugeschichtlichen und geschichtlichen Untersuchungen des Verf. hervorgeht, eindeutig die einer königlichen Pfalz.

Fritz Arens — Kunst- und Architekturhistoriker — beschreibt bei seinen Untersuchungen beide Wege der Forschung und bringt in einer Fülle von verarbeiteter Literatur, von baugeschichtlichen, historischen und archivalischen Anmerkungen die sachlichen Belege für die Gesamtdarstellung der Pfalz Wimpfen, der räumlich größten aller deutschen Pfalzen. Sie war „Stützpunkt der Verteidigung und Rechtsprechung, [Verwaltungs-] Mittelpunkt des ringsum liegenden Reichs- und Hausgutes. Sammelhefte der Einkünfte des Königs und gelegentlicher Wohnsitz des Herrschers“, besetzt mit seinen Beamten, den Vögten, Ministerialen und Burgmannen. In der nachstaufischen Zeit nur noch selten benützt, fand die Pfalz um 1350 ihr Ende, nachdem der König und die Herren v. Weinsberg nach und nach die einzelnen Gebäude an Bürger der Stadt Wimpfen verkauft hatten. In den sichtbaren Erscheinungsformen der Pfalz spiegeln sich ihre mannigfachen Funktionen: die Lage auf einem Bergsporn oberhalb eines Neckarübergangs im Schnittpunkt mehrerer Fernstraßen, inmitten von Reichs- und Stauffergut; der Grundriß, mit den Zufahrtswegen und Toren, mit Palas, Pfalzkapelle, Steinhäuser, dem größten der romanischen Wohnhäuser Deutschlands und vermutlicher Wohnung des Burggrafen, mit kleinem romantischen Wohnhaus, Rotem Turm (ausgestattet wohl als letzte Zuflucht des königlichen Bewohners), Blauem Turm und Schwibbogenturm, Wehrmauer und Brunnen, ausgebaut zur Bergstadt Wimpfen. Ihrer Erscheinung und ihrer Aufgabe liegt aber ein Drittes zugrunde: der zum höchsten gesteigerte schöpferische Wille des „staufischen Staates“, der in den Pfalzen, den Reichsburgen und den königlichen Städten seine triumphale Selbstdarstellung gefunden hatte. Eines der vielen Symptome hierfür ist die erst- und einmalig in Wimpfen nach außen in die Weite der Landschaft geöffnete festliche Arkadenfensterwand des Saales, denn diese ist nicht nur als Zeugnis des neu erwachten Naturgefühles der Staufferzeit zu verstehen. Die baugeschichtlichen Untersuchungen sind vorbildlich durchgeführt. Die

beigegebenen Grund- und Aufrisse, die Schnitte und Rekonstruktionen sowie die Aufnahmen, meist vom Verfasser selbst, unterstützen die exakte Beschreibung des Baubestandes; bei den Rekonstruktionsversuchen wird genau unterschieden zwischen den gesicherten Ergebnissen, zwischen Erschlossenem und nur Vermutetem. Ein Orts-, Personen- und Sachregister schlüsselt den gesamten Text samt Anmerkungen auf. Eine Anmerkung zu S. 30/31: der Verf. verweist auf die architektonische Bedeutung des Ostturmpaares der Stadtkirche — „sonst stellt man die Türme doch neben die Westfassade“ — für den Marktplatzraum zwischen der vom Mainzer Bischof erbauten Stadtkirche und der Schildmauer der königlichen Pfalz. Die Rez. möchte in dem östlichen Turmpaar mindestens ebenso sehr einen Ersatz für die dem nächstliegenden Bischofshof (Wormser Hof) fehlende Befestigung (Bergfried) sehen, vielleicht sogar eine bewußte bischöfliche Gegenbefestigung gegen die Pfalz, denn mit dem Bau des Wormser Hofes sollte, worauf der Verf. selbst hinweist (S. 31 Anm. 30, S. 33 und S. 35 Anm. 38), gezeigt werden, „daß das Bistum seinen Anspruch auf Wimpfen aufrecht erhielt“. Abgesehen von der Rekonstruktion des gesamten noch sichtbaren Baubestandes ist als wichtigstes Ergebnis die wohl endgültige Datierung der Pfalz zu vermerken: „vor 1220/30“ — die bisherigen Datierungen bewegten sich im Zeitraum von 1150 bis 1224, mit Planung unter Friedrich I. und Heinrich VI. und Beginn der Bauarbeiten unter Heinrich (VII.) in der wahrscheinlich gemachten Reihenfolge: Ummauerung, Palas, Kapelle, Roter Turm, Steinhaus, Schwibbogenturm, kleines romanisches Wohnhaus; Blauer Turm entweder zu Anfang oder am Ende der gesamten Bauzeit. Gr.

Heinrich Klotz: Der Ostbau der Stiftskirche zu Wimpfen im Tal. Zum Frühwerk des Erwin von Steinbach. München: Deutscher Kunstverlag 1967. 98 S., 60 Abb., 15 Pläne. 28 DM.

Die vorliegende Arbeit ist die jüngste von zahlreichen Abhandlungen über den Ostbau der Wimpfener Stiftskirche. Dieses große Interesse rührt in erster Linie daher, daß laut chronikalischer Überlieferung (Burkard von Hall) der 1269 begonnene Bau das „opus francigenum“ eines eben aus Paris gekommenen Baumeisters gewesen ist; damit ist eines der frühesten Zeugnisse hochgotischer Architektur auf deutschem Boden unter ausdrücklichem Hinweis auf die französische Provenienz der Bauformen bezeugt. Die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Wimpfener Ostbaues (Südfassade) fixierte die Forschung bisher als Abhängigkeit von der Westfassade des Straßburger Münsters. Die Untersuchungen von H. Klotz ergeben eine Umkehrung dieses Verhältnisses: Wimpfen wird als Vorbild für Straßburg bezeichnet. Und dies nicht nur innerhalb der allgemeinen Stilentwicklung der Zeit, sondern innerhalb der Stilentwicklung eines einzigen Meisters. Der Verfasser sieht hier ein Frühwerk des Meisters der Straßburger Westfassade, welche mit Erwin von Steinbach zusammengebracht wird. Wie die ausführliche Besprechung von Rüdiger Becksmann (Kunstchronik 21, 1968, S. 272 ff.) zeigt, ist in diesen Fragen noch nicht das letzte Wort gesprochen. R. Becksmann begründet seine Einwendungen gegen die Ergebnisse des Verfassers u. a. mit der Uneinheitlichkeit von Konzeption und Qualität des Ostbaues (Chor und Konzeption der Ostanlage — Südfassade) und möchte weder für die unglückliche Planänderung (Südfassade) noch für die Qualitätsunterschiede die Person des ersten Meisters (Chor und Ostanlage) verantwortlich machen. — Hier zeigt sich einmal mehr, wie schwierig es ist, bei der anonymen mittelalterlichen Kunst, der Baukunst insbesondere, individuelle Stilentwicklungen aufzuzeigen und Künstlerpersönlichkeiten zu erfassen. Gr.

Elisabeth Nau: Lorenz Natter (1705—1763), Gemmenschneider und Medailleur. Biberach 1966. 164 S., 92 Abb.

Die Verfasserin legt hier die erste Monographie über L. Natter vor, klärt die entwicklungsgeschichtliche Stellung seiner Kunst und die Grundzüge seiner individuellen Stilentwicklung. Ein Werkverzeichnis von rund 160 zum Teil signierten, zum Teil zugeschriebenen Arbeiten ist das bleibende wissenschaftliche Ergebnis, dient als Grundlage für alle künftigen Forschungen und bildet die solide Basis der Gesamtdarstellung. Ein ausführliches Personenregister schlüsselt Text und Anmerkungen auf. — Richtungweisend wird für den handwerklich virtuos ausgebildeten Natter (Biberach, Schweiz) die Begegnung mit der Kunst der Antike in Italien (Florenz, Rom). Zur Zeit der Blüte des Rokoko vertritt daher Natter als einer der ersten eine ausgesprochen klassische Richtung, bei welcher freilich die Künstlerindividualität und das Zeitkolorit weit stärker durch-